

Nebraska Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 29.

Grand Island, Nebr., 18. Juni 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 43.

Manchmal in der stillen Nacht.

Manchmal in der stillen Nacht
Streift mit leisem Flug
Eines Windes Wehen leicht
An den Glodenzug.

Und ein Ton so tief und weich,
Durch die Lüfte schwingt.
Wie aus fernem Märchenreich
Er herniederklingt.

Manchmal rührt ein einzig Wort
So an unser Herz,
Und die Saite tönet fort,
Sei's in Freud, in Schmerz:

Und wir wissen's selber kaum,
Doch es längst verblüht,
Was uns wie ein Frühlingstraum
Durch die Seele zieht.

Wer wirft den ersten Stein auf sie?

Stimme aus dem Leben einer Lehrerin.

Motto:

Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet werden.

Die Schulpause war zu Ende, und die Glocke läutete eben zum Beginn der letzten Unterrichtsstunde, als ich meine Klasse betrat. Nicht wie sonst empfing mich die gewohnte Stille; eine merkbare Unruhe schien über meine Kinderhaare gekommen, und ein Summen und Raunen ging durch die Reihen. Da die Unruhe nicht aufhörte, fragte ich endlich die Erste: „Was geht hier denn eigentlich vor?“ Zögernd antwortete diese: „Zwei Kinder sind heute schon wieder während der Pause das Frühstück fortgenommen und — und —“ Sie stockte verlegen.

„Es wird heruntergefallen sein oder in der Mappe liegen, hebt nur erst einmal genau nach,“ beruhigte ich. Da erhob sich plötzlich eine der Schülerinnen und meldete: „Fräulein, das Brot ist doch gestohlen worden, Helene Bergmann hat es genommen! Auch gestern und vorgestern! Sie trägt es noch in der Tasche!“

Alle Köpfe flogen herum nach dem Platte, wo die Angekündigte saß. Es war die „Neue“, vor wenigen Wochen erst hinzugekommen. Mit diesem Kinde ging es mir seltsam. Sein schüchternes, verschlossenes Wesen fiel mir auf, und ich versuchte daher, das blasse, ärmlich gekleidete, etwa zwölfjährige Ding durch verdoppelte Freundlichkeit heranzuziehen und zutraulicher zu machen. Aber bei all diesen Versuchen fühlte ich immer einen gewissen innerlichen Widerstand von Seiten des Kindes, der es mir unmöglich machte, ihm näher zu kommen. So war mir Helene ein Rätsel geblieben. Nun sah sie mit ihrer gewohnten verschlossenen Miene da und hielt die Augen unter den neugierig auf sie gerichteten Blicken der ganzen Klasse gesenkt.

„Helene Bergmann, stehe auf! Was hast du auf diese Beschuldigung zu erwidern?“

„Ich erwidere keine Antwort.“

„Antwort auf meine Frage: Hast du das Frühstück deiner beiden Mitschülerinnen an dich genommen?“

„Das Kind blieb stumm.“

„Gut, wenn du also jetzt nicht sprechen willst, so bleibst du nach Schluß hier und beantwortest meine Frage.“

Mit unbewegtem Gesicht setzte sich Helene wieder auf ihren Platz. Die Stunde nahm ihren Verlauf, aber wie ein Bann lag es über der ganzen Klasse. Endlich ertönten von den umliegenden Fabriken und von der Schiffswerft her die wohlbekannten, langgezogenen Töne der Dampfpeife und gleich darauf läutete die Schulschloß. Der Unterricht war für heute zu Ende. Langsam und unter aufgereiztem Flüstern der Schülerinnen legte sich das Klassenzimmer. Endlich schloß sich hinter der letzten die Thür. Ich war mit der Beschuldigten allein.

„Komm her, Helene! So, nun sage mir die Wahrheit: Hast du das Frühstück genommen?“

Helene preßte die Lippen fest zusammen und hand stumm. Meine Gebuld fing allmählich an, zu Ende zu gehen; doch ich zwang mich zur Ruhe.

„Helene, Kind, glaubst du denn nicht, daß ich dein Bestes will? Sieh, ich möchte alle meine Schülerinnen zu braven, rechtschaffenen Menschen erziehen und muß darum schon früh anfangen, das Böse in ihnen zu bekäm-

pfen. Das möchte ich auch bei dir, denn ich habe dich lieb. Willst du mir nun nicht meine Aufgabe ein wenig erleichtern? Oder hast du deine Lehrein nicht ein bißchen lieb?“

Ueber Helenes Lippen kam kein Wort, sie sah mich nur an, groß und traurig. Dabei zuckte es in ihrem Gesicht, und die Thränen rollten über ihre Wangen.

Dieser seltsame Blick des Kindes that mir weh. Das war nicht Trotz oder Schuldberühmung, was daraus sprach; eher ein stummes Flehen. Ich wurde zweifelhaft. Ahermals fing ich an, so sanft wie möglich: „Fürchte keine Strafe, Helene. Habe Vertrauen und sage mir nur dies eine: Hast du das Frühstück genommen?“ Aber eine Antwort erhielt ich nicht. Und wie ich auch kreuz und quer fragte, herauszubekommen war aus dem Kinde nichts, und ich beschloß, strengere Maßnahmen anzuwenden.

„Wenn du nicht antworten willst, so muß ich mit dir wie mit einer Diebin verfahren. Räume deine Kleider-tasche aus!“

Alle Farbe wich aus des Mädchens Antlitz, sie wollte einen Moment und drohte umzukippen. Aber dann griff sie in die Tasche und brachte zögernd das Brot heraus. Heiser rief sie dabei hervor: „Eine Diebin bin ich nicht!“

Ich war starr vor Empörung über dieses Kind. Wenn Helene mit wenigstens eingestanden hätte, daß sie, vielleicht aus Hunger, das Brot genommen, so wäre das verzeihlich gewesen. Aber dieser Trotz verbote eine nachhaltig wirkende Strafe. Darum ging ich, was sonst selten und ungenügend geschah, zum Rektor und trug ihm die Angelegenheit vor.

„Wenigstens, deine Mitschülerinnen befragen und deine Lehrerin so tief betrübt zu haben?“ fragte dieser Helene. „Und willst du verkünden, so etwas nie wieder zu thun?“

Aber Helene antwortete nicht. Mit unüberwindlicher Miene stand sie vor dem Rektor, augenscheinlich ohne jede Spur von Reue. Da rief auch diesem die Gebuld und er bestrafte Helene streng. Stumm und ohne Thränen ging sie aus der Thür — wie eine Märtyrerin.

Dies Erlebnis hatte mich auch ver- ärgert, daß ich den ganzen Tag daran denken mußte. Der seltsam lebende Blick des Kindes verließ mich nicht. War es wirklich Trotz und nichts weiter, was das Kind so hartnäckig schweigen ließ? Und warum behauptete sie angesichts des in ihrer Tasche versteckten Brotes trotzdem noch, sie sei keine Diebin?

Als ich mich in der Nacht schlaflos von einer Seite auf die andre warf, kam mir der Gedanke, es möchte wohl auf sein, wenn ich mich nach den häuslichen Verhältnissen des Kindes, die mir noch ganz unbekannt waren, erkundigte. Vielleicht, daß sich daraus das seltsame Wesen leichter erklären ließe.

Am anderen Nachmittage — Helene hatte wie immer stummverschlossen auf ihrem Platz gesessen, als ich der ganzen Klasse das Vorgefallene mit- teilte — machte ich mich auf den Weg zu ihrer ertlerischen Wohnung.

Eine Straße in der sogenannten Altstadt, eng und dunkel. Durch einen schmalen Hausflur trat ich auf den kleinen Hof, von wo ein Auf- gang zum Hinterhause führte. Seifengeruch und dicker, weißer Dampf quollen mir aus der ebenerdigem Waschküche entgegen. Drei ausge- tretene Treppen hatte ich hinaufzu- steigen. Aus den Thüren der Woh- nungen rechts und links klangen wirtliche Laute durcheinander: Kinder- geschrei, Nähmaschinengeräusch, lautes Zanken zweier Frauenstimmen. Dazu eine Luft auf dem Treppenkurs, als wäre hier nie ein Fenster geöffnet worden. Endlich war ich an der rechten Thür angelangt; ich klingelte. Ein Kinderschritt näherte sich von innen der Thür, diese wurde geöffnet, und vor mir stand Helene.

Wie vergesse ich den Ausdruck ihrer Augen, als sie mich erkannte, diesen entsetzten Ausdruck, als stände ein Gespenst vor ihr. Und nie vergesse ich es, wie dieses trogige, verschlossene Kind, alle Scheu vor ihrer Lehrerin gewaltsam niederlampfend, mit beiden Händen meinen Arm umfammerte und leise hervorrief: „Fräulein, bitte, bitte, nicht — meiner tranken Mutter — sagen.“

Ich beruhigte Helene, indem ich zu schweigen versprach, dann trat ich in

die Stube. Es war ein ärmlicher Raum, der kaum die notwendigsten Gebrauchsgegenstände enthielt; aber ein Hauch von Sauberkeit und Ord- nung lag darüber. In einem der Fenster standen ein paar grüne Ge- wächse, darüber hing ein Vogelbauer mit einem Geiß, der munter hin und her sprang. An der Hauptwand des Zimmers stand ein Bett, und darin lag eine Kranke, offenbar Helenes Mutter, eine noch junge Frau mit blassen, vergrämten Zügen. Bei meinem Eintritt richtete sie sich empor. Als sie hörte, wer ich sei, bot sie um Entschuldigung, daß ich „es so schlecht träfe“. Ich beruhigte sie und sagte ihr, daß ich käme, um die Familie meiner neuen Schülerin kennen zu lernen.

Helene war mir auf dem Fuße ge- folgt. Sie schien immer noch zu fürchten, daß ich ihre Mißthat er- zählen möchte und ließ die Augen auch nicht einen Moment von meinem Ge- sicht.

Währenddessen erzählte mir die Frau ihre ganze Lebensgeschichte. Sie hatten früher in einer andern Gegend gewohnt, als der Mann noch lebte. Dann wurde er krank und starb nach langem Siechtum. Da beschloß die Frau, mit ihren Kindern in die größere Stadt zu ziehen, wo die Möglichkeit eines besseren Ver- dienstes vorhanden war. Als fleißige und geschickte Schneiderin fand sie auch wirklich allmählich ihre kleine Kundenliste.

Aber ihre Gesundheit war nicht die feste, die vielen Entbehrungen und ihre jetzige anstrengende Lebensweise untergraben dieselbe vollends. Sie wurde täglich schwächer, bis sie end- lich auch aufs Krankenlager sank — vor wenigen Tagen.

Was nun aus dem Kinde werden sollte, klagte sie unter Thränen. Die beiden Jünglinge gingen noch nicht einmal zur Schule.

„Ja, wenn ich Helene nicht hätte! Wie eine Große forgt sie für mich und die beiden Kleinen und hält auch die Wohnung in Ordnung. Und dabei muß sie doch auch zur Schule! Sie ist mein einziger Trost.“

Voll Staunen sah ich auf das seltsame Kind, das sich hier so ganz anders zu geben schien, als in der Schule.

„Sie weiß auch immer noch ein Trostwort, wenn ich vergangen möchte. Unre paar ersparten Pfennige sind nun zu Ende, und ich weiß nicht mehr, woher wir die nächsten Tage leben sollen. Als ich neulich ganz verzwei- felt war und weinte, da fiel sie mit um den Hals und rief: „Laf gut sein, Mutter, ich will schon dafür sorgen, daß die Kleinen nicht zu hungern brauchen!“ Ja, wenn sie nur ein paar Jahre älter wäre! Aber solch ein Kind, was kann denn das ausrichten, und wie sollte sie es wohl anfangen?“

Also für die Geschwister hatte He- lene sorgen wollen! — Nun wußte ich, warum drei Tage nacheinander in meiner Klasse das Frühstück fortge- kommen war. Das thörichte Mädchen! In kindlichem Unverstand hatte sie ge- glaubt, auf diese Weise den Eltern helfen zu können. Die Verachtung der Mitschülerinnen tapfer auf sich neh- mend, hatte sie gethan, wozu die Noth dabei sie trieb. Welch eine Kraft der Liebe mußte in diesem Kinderherzen wohnen! Jetzt verstand ich auch den dunklen, stehenden Blick dieser Augen und das Wort: „Eine Diebin bin ich nicht!“ Sie hatte es für kein Unrecht halten können, wenn sie da, wo die Noth so groß war, mit fremdem Gute half, da sie nicht anders helfen konnte.

„Ja, wenn ich Helene nicht hätte!“ wiederholte die Kranke leise. „Die Kleinen hängen an ihr, als wäre sie ihre Mutter. Und wer weiß auch, wie bald sie ganz allein für sie sorgen muß. Meine Kräfte gehen zu Ende, fürchte ich.“

Da stürzte Helene vor dem Kran- kenbett auf die Knie und, die Mutter leidenschaftlich umschlingend, schloß sie sich fest an. „Sage das nie wie- der, Mutter, sage es nicht! Du darfst ja nicht sterben! Du mußt bald, recht bald wieder gesund werden!“

Die Kranke strich bewegt über ihres Kindes Haar und flüsterte mit beweg- ter Stimme: „Mein liebes Kind!“

Ich sah wortlos dabei und konnte den Thränen nicht wehren, die mir heiß in die Augen stiegen. Wo war mein Zorn, meine Empörung von ge- stern geblieben? Nichts davon emp- fand ich heute mehr, wohl aber ein

Neues, das mit Beschämung nahe ver- wandt war.

In ernste Gedanken versunken, stieg ich die schmalen, dunklen Trepp- en wieder hinauf und ging zurück durch die engen Straßen, und fort und fort ging mir's durch den Sinn: „Wer wirft den ersten Stein auf sie?“

Mein erster Orang Utan.

Von D. Detland.

Der vielleitete Dichter des schönen Wertes: „Der Affe gar possivisch ist, zumal er vom Apfel frist“, hat ent- schieden in seinem Leben noch nicht das zweifelhaftest Verlangen gehabt, die Be- kanntschaft eines Orang Utan zu ma- chen, sonst würde er dies etwa sehr aus- der Art geschlagene Mitglied der Fa- milie „Affe“ von der Possivität ent- schieden ausgenommen haben. Ein häßliches und abstoßendes wirtendes Thier nämlich gibt es außer seinem afrikanischen Vetter, dem Gorilla, in der Naturgeschichte wohl überhaupt nicht. Wenigstens nicht unter den Säugethieren. Denn der mit spärlichen braunen Haaren bedeckte vorstehende Leib, die kurzen Füße, die übermäßige, langen Spinnarme und der mächtige Schädel mit den kleinen heimtückisch blidenden Augen, dem schlaffen Ge- sicht und dem feuerrothen Bart vereinigen sich zu einem Ensemble, das alles andere eher als schön genannt werden kann. Der Orang Utan vom malai- schen Worte orang — Mensch und utan — Urwald, meist aber von den Malaien mawas genannt, lebt heutzutage nur noch in einigen abgelegenen Landstrichen Sumatras und Borneos und ist auch hier besonders auf der ersten Insel so selten, daß die meisten Pflanzer ihn kaum dem Namen nach kennen. Sehr häufig ist diese riesige Affenart wohl zu gewissen, erdens ih- res unverträglichen kampflustigen Charakters wegen, der weder Mensch noch Thier in der Nähe dulden, und dann wegen ihrer langsamen Fort- pflanzung, denn der Orang Utan braucht mehrere Jahre, bis er ausge- wachsen ist, und das Weibchen wirft nur ein Junges. Der Orang Utan ist, sowohl von den Eingeborenen als auch von allen Thieren gefürchtet, da er an Kraft allen überlegen ist und sich z. B. großer Holzstücke mit solcher Sicher- heit vor sich her schieben kann, daß er auch die Eingeborenen als auch die Thiere in der Nähe dulden, und dann wegen ihrer langsamen Fort- pflanzung, denn der Orang Utan braucht mehrere Jahre, bis er ausge- wachsen ist, und das Weibchen wirft nur ein Junges. Der Orang Utan ist, sowohl von den Eingeborenen als auch von allen Thieren gefürchtet, da er an Kraft allen überlegen ist und sich z. B. großer Holzstücke mit solcher Sicher- heit vor sich her schieben kann, daß er auch die Eingeborenen als auch die Thiere in der Nähe dulden, und dann wegen ihrer langsamen Fort- pflanzung, denn der Orang Utan braucht mehrere Jahre, bis er ausge- wachsen ist, und das Weibchen wirft nur ein Junges.

Die kleine noch gut erhaltene Haus- halb im Pflanzersstil und halb im ma- laischen erbaut, auf Wäldern wegen der Bodenauflüchtungen und mit Blättern gedeckt, bot uns einen auf- fernen Jagden ungewöhnlichen Komfort, so daß wir, wenn irgend möglich, Abends dorthin zurückkehrten. Als wir eines Morgens wieder eine frische Elefantenfahrt verfolgten — den alten Leiteseleanten hatten wir nämlich leider noch nicht gefunden, trotzdem wir seine Anwesenheit mit Sicherheit fest- gestellt hatten, und andere Elefanten durfte ich nicht schießen, da sonst die ganze Herde und mit ihr der gefürchte Riese die Gegend verlassen hätten — stieß mich plötzlich einer der javani- schen Jäger an und sagte, am ganzen Körper zitternd: „Mawas“. Ich folgte der Richtung seines Blickes und sah in einer Höhe von 50 bis 60 Fuß eine sich bewegende braune Masse: Einzelheiten zu erkennen war in dem Gewirre von Blättern und Lianen unmöglich. Im selben Moment trachte der Schuß, aber er that dem Thier anscheinend keinen großen Schaden, da es ein altes Mantelgeschloß war, das ich für Ele- fanten verwendete und das ich nicht so schnell gegen ein anderes auswechseln konnte. Mit dem Anall des Schusses begann ein Höllenpektakel in den Bäumen, es mußten offenbar mehrere Orang Utan beisammen sein. Da ich deshalb ein kleines Bombardement von mehreren Seiten mit Holzstücken be- furchtete, so schoß ich, als sich an einer anderen Stelle etwas Braunes zeigte, schnell zum zweitenmal, auch diesmal auszuweichen leider mit einem Mantelgeschloß, und schloß dann mein Malaien zur Verfolgung dieses zweiten Revolverdudens. Ich selbst sah mich nach dem zuerst Gesehenen und an- geschossenen um, dieser konnte sich von der Stelle, die ich möglichst im Auge behielt, nicht entfernt haben, ich ging deshalb im Kreis um den Baum herum, um vielleicht an einer anderen Stelle einen besseren Durchblick durch das Blattgewirre zu haben — da plötz- lich ein mächtiges Schwingen der Leiste, ein riesiger Körper schnell durch die Luft, um auf einem tauben Alt Halt zu machen — einen armbiden trockenen Ast obreihen war eins, aber bereits hatte ich die scheußliche wuthverzerrte Frage und den breiten Brustkasten gesehen und feuerte. Dies Geschloß aber, das dritte in meiner Winkelschloß, war ein Halbmantelgeschloß (Dum Dum), und da ich die Brust genau sehen konnte, so drang das Geschloß dicht beim Herzen ein. Das riesige Thier schwan- telte und hielt sich nur noch mit den Hän- den, aber von diesen ließ zuerst die eine, dann die andere nach, und mit

meinem einzigen Begleiter, einem Ma- laien, zu der Pflanzung auf. Hier durchzogen wir den ganzen in Frage kommenden Waldstreifen, fanden auch mehrere theilweise riesige Nester, aber die Eigenthümer der Nester hatten lei- der der Gegend den Rücken gelehrt, je- denfalls in ihrem Affenherzen boh- grinsend ob der bereiteten Verfolgung, denn in der Luft gibt es leider keine Spur, die man verfolgen könnte. Ent- täuscht mußten wir daher noch mehr- tägiger Streife zur Pflanzung zurück- kehren.

Mehr Glück sollte ich bei einer an- deren Gelegenheit haben. Vom Sul- tan von B... zu Hilfe gerufen gegen einen Königstiger, der ihm eine Menge seiner neuerzählten Unterthanen auf- gefressen hatte, machte ich mit meinem gewohnten malaiischen Begleiter Ra- mens „Jam“, einem Fährtenfucher und Spürer allerersten Ranges, die Wälder unsicher, ohne bislang den Ti- ger erwischen zu können, als ein tief im Urwald auf einer verlassen kleinen Pflanzung wohnender Malaie in B. eintraf und berichtete, daß in den letz- ten Nächten eine große Elefantenherde, darunter ein alter Leiteselefant mit riesigen Zähnen, in der Nähe seines Hau- ses gewesen sei und ihm eines seiner Weisfelder abgeweidet und zerstört habe. Da er auf mein Verlangen mit einem heiligen Eide bekräftigte, daß er den Leiteselefant mit eigenen Augen gesehen habe, trotzdem ich ihm saate, daß er uns nicht täuschen könne, um uns zu veranlassen, ihm die Elefanten zu vertreiben, da sich aus den Spuren sofort die Größe eines Elefanten durch Multiplikation des Fußdurchmessers und die Länge der Zähne aus Spuren an Bäumen genau ergibt, so mußte ich wohl an das Vorhandensein des Thie- res glauben. Ich brach daher mit mei- nem Malaien und zwei javanischen Trägern zu seinem Hause auf, um von dort aus den alten Elefantenvater zu verfolgen und bei ihm wenn möglich Zahnarzt zu spielen. Die kleine Pflanzung, die nur zur Probe angelegt worden und dann verlassen war, lag herrlich an einem ziemlich breiten Urwaldfluß, dem Sungulu, und die tie- ne Lichtung war umgeben vom prächt- igen, fast undurchdringlichen Urwald, den kaum jemals ein Mensch betreten. Das kleine noch gut erhaltene Haus, halb im Pflanzersstil und halb im ma- laischen erbaut, auf Wäldern wegen der Bodenauflüchtungen und mit Blättern gedeckt, bot uns einen auf- fernen Jagden ungewöhnlichen Komfort, so daß wir, wenn irgend möglich, Abends dorthin zurückkehrten. Als wir eines Morgens wieder eine frische Elefantenfahrt verfolgten — den alten Leiteseleanten hatten wir nämlich leider noch nicht gefunden, trotzdem wir seine Anwesenheit mit Sicherheit fest- gestellt hatten, und andere Elefanten durfte ich nicht schießen, da sonst die ganze Herde und mit ihr der gefürchte Riese die Gegend verlassen hätten — stieß mich plötzlich einer der javani- schen Jäger an und sagte, am ganzen Körper zitternd: „Mawas“. Ich folgte der Richtung seines Blickes und sah in einer Höhe von 50 bis 60 Fuß eine sich bewegende braune Masse: Einzelheiten zu erkennen war in dem Gewirre von Blättern und Lianen unmöglich. Im selben Moment trachte der Schuß, aber er that dem Thier anscheinend keinen großen Schaden, da es ein altes Mantelgeschloß war, das ich für Ele- fanten verwendete und das ich nicht so schnell gegen ein anderes auswechseln konnte. Mit dem Anall des Schusses begann ein Höllenpektakel in den Bäumen, es mußten offenbar mehrere Orang Utan beisammen sein. Da ich deshalb ein kleines Bombardement von mehreren Seiten mit Holzstücken be- furchtete, so schoß ich, als sich an einer anderen Stelle etwas Braunes zeigte, schnell zum zweitenmal, auch diesmal auszuweichen leider mit einem Mantelgeschloß, und schloß dann mein Malaien zur Verfolgung dieses zweiten Revolverdudens. Ich selbst sah mich nach dem zuerst Gesehenen und an- geschossenen um, dieser konnte sich von der Stelle, die ich möglichst im Auge behielt, nicht entfernt haben, ich ging deshalb im Kreis um den Baum herum, um vielleicht an einer anderen Stelle einen besseren Durchblick durch das Blattgewirre zu haben — da plötz- lich ein mächtiges Schwingen der Leiste, ein riesiger Körper schnell durch die Luft, um auf einem tauben Alt Halt zu machen — einen armbiden trockenen Ast obreihen war eins, aber bereits hatte ich die scheußliche wuthverzerrte Frage und den breiten Brustkasten gesehen und feuerte. Dies Geschloß aber, das dritte in meiner Winkelschloß, war ein Halbmantelgeschloß (Dum Dum), und da ich die Brust genau sehen konnte, so drang das Geschloß dicht beim Herzen ein. Das riesige Thier schwan- telte und hielt sich nur noch mit den Hän- den, aber von diesen ließ zuerst die eine, dann die andere nach, und mit

dumpfem Schlag stürzte es zur Erde. Ein abschreckendes Anblick, die im Todestampf verzerrte Frage, die mit Blut unterlaufenen Augen, dazu das geöffnete Maul mit dem fürchterlichen Gebiß. In den Händen hielt er noch Leiste, die er im Todestampf abgeris- sen hatte. Der erste Schuß war, wie ich jetzt sah, kurz unter den Rippen eingebracht, und Ein- und Ausathm waren kaum zu sehen, auch wäre er bei solchem Riefentörten an der Stelle wohl kaum tödtlich gewesen. Das Halbmantelgeschloß dagegen war nicht durchschlagen und hatte im Brustkasten eine furchtbare Wirkung gehabt. Als meine Leute zurückkamen, denen der andere Orang Utan entgangen war, versuchten wir den angeschossenen zum Photographiren aufzurichten, aber er war so schwer, daß die drei Leute ihn nur in stehende Haltung bringen konn- ten, in welcher unangenehm Pose er dann getupft wurde. Er maß von Fingerpitze zu Fingerpitze etwa 8 Fuß, war aber infolge seiner sehr kur- zen Beine nur etwa 5 Fuß hoch. Nach- dem er nun so der Nachwelt erhalten war (leider ist die Aufnahme infolge der hohen Luftfeuchtigkeit nicht beson- ders gelungen), jagten wir ihm ohne weiteren Zwischenfall das braune Fell über die Ohren, wobei besonders das Abziehen der Hände große Schwierig- keiten machte. Weniger glatt verlief dies Verfahren bei dem zweiten Orang Utan, den ich später schoß, denn dieser stellte sich entweder tot, nachdem er sich von Ast zu Ast hatte herunterfallen lassen, oder er war ohnmächtig; als ich ihn jedoch mit dem Babang, dem tur- gen, sehr scharfen malaiischen Strumm- säbel, der zu allen Arbeiten dient, durch die Haut am Hals stach, um ihn abzu- ziehen, schickte er mich plötzlich am Arm, und ohne die schleunige Anwendung des schweren Babang und ohne die große Schwächung des Thieres durch den tödtlichen Dum Dum-Schuss hätte die Sache für mich leicht werden könn- ten. Dabei wurde nun das Fell so be- schädigt, daß ich nur die Kopfpartie mit- nahm. Hebräens schmerzte mich der linke Arm vierzehn Tage dertat, daß ich das Fell doch nicht selbst hätte prä- parieren können. — Und die Moral von der Geschichte: Lieber Leser, gehe in die Hochfelder Wälder schießen, aber laß die Orang Utan laufen, es ist be- quem und sicherer.

Die Einsamkeit des Berliner.

Auf der Stadtbahn und auf der Ringbahn kann man bei jedem Zug folgendes beobachten: Wer zweiter Klasse fährt, tritt an das erste Abteil, schaut hinein und geht zum folgenden, wenn im ersten auch nur ein einziger Mensch sitzt. Und er geht weiter, die ganze Waggonreihe entlang, trotzdem der Berliner nicht gerne geht, um un- ter allen Umständen ein Kupfer für sich allein zu finden. Findet er es nicht, wird er sehr roth, ist persönlich beleidigt und jobt. — Zweite Beobachtung: Steigt Du in ein Abteil, in dem schon jemand sitzt, so spielt sich fol- gendes ab. Der cholertische Injasse schaut Dich feindselig an, als wolle er Dich vergiften. Der Melancholiker seufzt und stöhnt: „Natürlich!“ Der Sanguiniker schimpft direkt in den Raum hinein, der bisher leer war und jetzt von Dir eingenommen wird. Wie sich der Plegmatiker verhalten würde, weiß ich nicht, denn ich habe noch keinen phlegmatischen Berliner kennen ge- lernt. Alle aber, mögen sie noch so verschieden von Temperament sein, zie- hen im Augenblick Deines Erscheinens ihre Zeitung möglichst eng um ihr Ge- sicht. Zeitungsblätter ist bekanntlich ein schlechter Wärmeleiter. So baut der Berliner mit seiner Dille eine Mauer um sich her. — So beobachtet man und denkt sich sein Theil über den Verkehr mit Berlinern auf der Stadt- und Ringbahn. Aber kaum ist der Beobachter zwei, drei Monate in Berlin, lenimmt er sich genau so wie der ein- geborene Berliner. Wie kommt das? Diese zehn, fünfzehn Minuten auf der Ring- und Stadtbahn bedeuten für die meisten unter uns die einzige Zeit am ganzen Tag, wo wir wirklich allein sind. In diesen zehn Minuten kinnelt uns ein Telefon, kommt kein Brief, kein Telegramm, keine Drucksachen, kein Bekannter. In diesen zehn Minuten kann jeder das Gesicht machen, das ihm beliebt, sein wahres Gesicht; das Gesicht, die Gestalt, die sonst den ganzen Tag über andere von ihm wünschen und verlangen, jetzt endlich tief für zehn Minuten ausgeschaltet. Diese zehn Minuten sind unser allerper- sönlichstes, letztes Eigentum; in ihnen konzentriert sich die Einsamkeit des Berliner, ohne die kein Mensch auf die Dauer auskommen kann.

Ein Dummkopf, der den Weissen spielen will, erinnert an den Mohr, der ernst sein Haupt im Winde wiegt, obgleich jedermann weiß, wie klein die Körner sind, die darin wohnen.